Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 10

Artikel: Das Gewissen auf Reisen
Autor: Adelung, Sophie von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662743

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nüt Schöneres git's . . .

(Berner Mundart.)

Nüt Schöners git's, wie wenn sech froh
Die junge Meitschi finge
Und im V'rnachte d's Dörfli us
Nes luschtigs Liedli finge.
Doch gang und louf so wit de chasch,
Du masch es nümm erlouffe.
Wotsch du im Dörfli jetz chli G'sang,
Muesch du ne gwüß go chouffe.
Im „Bäre" singt d'r Frouechor,
Und uf em letschte Bänkli
Choscht di das bitzli Gsing und Gräägg
Nes ganzes Schwizerfränkli.

Nüt Schöners git's, wie wenn rächt froh
Die Buebe, luschtig Chutze,
Eim im V'rnachte d's Dörfli us
Nes luschtigs Chehrli jutze.
Doch gang und louf so wit de chasch,
Du masch es nümm erlouffe.
Wotsch du im Dörfli jetz nes Gjutz,
Muesch du's ganz gwüß go chouffe.
Im „Hirsche" singt d'r Männerchor,
Und uf em letschte Bänkli
Choscht di das bitzli Jödele
Nes ganzes Schwizerfränkli.

J. Howald.

Das Gewissen auf Reisen.

Von Sophie von Adelung.

Der Herr Ministerialrat hat seinen Urlaub, drei Wochen, und reist mit seiner Tochter Anna in die Schweiz.

Ah-h-h-h-h-h-h-h-h!

Unbeschreiblich ist das wohlige Gefühl, mit dem er seinen Koffer schließt, die müden, etwas hageren Glieder reckt und ans Fenster tritt, um die Droschke zu erwarten, die ihn und Anna an die Bahn bringen soll. Es regnet draußen; aber das schadet nichts: ihm lacht der blaueste Himmel. Man denke nur: drei volle lange Wochen behaglichster Gemütlichkeit und vollster Freiheit! Er kann tun und lassen, was ihm beliebt, wie zum Beispiel morgens bis neun Uhr oder halb zehn im Bett bleiben; er wird es nicht tun, natürlich nicht, denn er ist ein leidenschaftlicher Naturfreund, der morgens am liebsten der Sonne entgegengeht: aber er k ö n n t e es doch tun. Er kann unterwegs Amtsmiene und Amtswürde niederlegen und ein ganz gewöhnlicher, einfacher Mensch sein,

wie alle anderen; sogar seine Amtssorgen kann er niederlegen, denn vertritt ihn nicht sein Freund für diese kurze Zeit aufs Beste? Ja, er kann seinen Titel daheim lassen; „Mi-ni-ste-ri-al-rat" — hat es je einen unbequemeren gegeben? — Er haßt ihn, diesen Titel, obgleich er ihm genug tiefe Bücklinge und demutsvoll ergebene Gesichter einträgt! „Herr Andräe" — klingt das nicht tausendmal einfacher und natürlicher, als dies ewige Mi-ni-ste-ri-al-rat, das ihm im Berufsleben immerfort in seinen Ohren klingt, wie eine verhaßte Melodie? Er hat sogar — o stiller Triumph! — für die Reise eine schwarze Krawatte mit roten Tupfen — mit r o t e n Tupfen — gekauft, um sie, sobald er sein Inkognito antreten kann, mit der steifen Binde zu vertauschen. Wie freut er sich auf diese amts- und standeswidrige Krawatte! Sie scheint ihm ein Symbol aller der Freuden zu sein, die seiner auf dieser langersehnten Reise warten; ein Mensch unter Menschen, wird er lachen, gähnen, sprechen, schweigen, Witze machen, sich unterhalten oder langweilen, ganz wie es ihm beliebt — g a n z wie es ihm beliebt! frei ohne Rückhalt, wie ein fröhliches, harmloses Kind. O Gott, wie schön ist das alles, wie unaussprechlich, unausdenkbar schön!

Unwillkürlich entreißt sich seiner Seele ein halbartikulierter Laut.

„Ja Papa? ich bin fertig." Anna ist es, die, im einfachen grauen Reiseanzuge, ein Täschchen am Riemen über die Schulter, einen wehenden grauen Schleier auf dem Hut, jetzt eintritt. Sie hat gemeint, der Vater habe sie gerufen. Anna ist eine vortreffliche Reisebegleitung: heiter und stets die gute Stunde selber, zu allem bereit, zum Entsagen wie zum Genießen, und seit der Mutter Tod des Vaters guter Kamerad; sie versteht es, ihn zu zerstreuen und zu erheitern, und, was die Hauptsache ist, sie empfindet mit zartem Taktgefühl, wenn es an der Zeit ist, zu schweigen und ihn seinen eigenen Gedanken zu überlassen.

„Ich glaube, der Kutscher kommt nicht," sagte der Herr Ministerialrat besorgt und zieht die Uhr, „wir verspäten uns für unseren Zug."

„O nein, Papa! du weißt, deine Uhr geht immer sechs Minuten vor," tröstete Anna, „übrigens — da kommt ein Wagen: das wird er sein."

Und er ist es wirklich. Nanette, das Mädchen, hilft dem Kutscher die Gepäckstücke hinabschaffen. Dann schüttelt sie respektvoll die ihr dargebotene Hand ihres würdigen Herrn, herzlich diejenige der jungen Herrin. „Und Nanette, Vorsicht!" mahnt der Herr Ministerialrat, „die Schlüssel geben Sie Herrn Treischke, dem Hausbesitzer, im Parterre ab, er wird nach der Wohnung sehen und Joli zu sich nehmen. Ihr Zug geht nachmittags um 5,43; lassen Sie die Wohnung in Ordnung, und sorgen Sie dafür, daß das Feuer im Herd ausgelöscht ist —"

„Und grüßen Sie Ihre Eltern daheim," wirft Anna freundlich dazwischen.

„— ausgelöscht ist," wiederholt der Ministerialrat, der es nicht liebt, wenn man ihn in seinem Gedankengange unterbricht, „und wir schreiben Ihnen, am wievielten Sie zum Putzen der Wohnung wieder zurückkehren müssen."

„Jawohl, Herr Ministerialrat, jawohl, gnädig' Fräulein —" Nanette lachte bis zu den Ohren. Auch sie freut sich auf die bevorstehende Urlaubsreise. „Fahren Sie wohl und bleiben Sie beide — —" Doch der Wagen rasselt schon um die Ecke, der Regen tropft griesgrämig vom Himmel nieder, und Nanette kehrt ins Haus zurück, laut singend, und der Gassenhauer füllt die etwas steifen, pedantisch geordneten, öden Stuben mit seltsam ungewöhnlichem Schall.

Mittlerweile rumpeln die beiden Reisenden durch die regennassen Straßen, halten am Bahnhof, geben das Gepäck auf und besteigen ein Abteil zweiter Klasse. Der Herr Ministerialrat befühlt in der Tasche seines Überziehers die Fahrscheine. Es ist alles in Richtigkeit. „Ah-h-h-h-h-h, und in tiefer Befriedigung nimmt er den Hut ab, streicht sich über den ziemlich kahlen Kopf und lehnt ihn zurück, indem er die Augen schließt. Leb wohl, Amt, mit deinen tausend Anliegen und Plagen, lebt wohl, jüngere Amtsgenossen, die ihr mit euren modernen freiheitlichen und umstürzlerischen Gelüsten und dem noch schlimmeren Bedürfnis nach Aussprache eines jeden Skrupels einem schon hier auf Erden die Hölle heiß machen könnt! Leb wohl, Ministerium, mit deinen Akten und gradlehnigen Stühlen und den langen, langen Arbeitsstunden — lebt alle wohl — der Herr Ministerialrat ist auf Reisen mit einer nagelneuen schwarzen Krawatte mit roten Tupfen! . . . Ewig hätte er so dahinfahren können, das lullende Gerassel der Räder in den Ohren: „Rattata, dattata — rattata — dattata". Draußen der stille, harmlose Sommerregen, im Abteil ein paar fremde, ebenfalls ferienfrohe Menschen, Ruhe, Frieden, Vergessen . . . .

Aber Anna war ungeduldig, „Wann kommen wir an den Bodensee? und bist du auch sicher, daß wir in Friedrichshafen Zimmer bekommen," frägt sie. „Ich bestelle nie im voraus," ist die halbschläfrige Antwort, und Anne bezähmt ihre Ungeduld. Nach vielen Stunden Fahrt ist Friedrichshafen erreicht. Sie steigen im Deutschen Haus ab und sind entzückt: der Himmel hat sich aufgeklärt, nur leichte Wölkchen schweben noch über dem Himmelsblau, der See ist meergrün und ein wenig erregt; das Essen schmeckt vorzüglich, der Abendspaziergang am Ufer ist von wunderbarer Erfrischung nach der langen Fahrt. Kurz, alles ist herrlich, selbst die Betten. Der Herr Ministerialrat ist von ungewöhnlich hoher, wenn auch sehr schmaler Statur, und in Gasthöfen steht ihm nicht selten die Wahl bevor, entweder halb sitzend zu schlafen, oder die Füße über den Bettrand hinauszustrecken.

Gottlob, weder das eine noch andere erweist sich hier als notwendig; das

Lager ist gerade lang genug, wenn sich der Herr Ministerialrat nicht übermäßig ausstreckt, und nach einer ungestörten Nachtruhe erwachen beide am anderen Morgen in der rosigsten Stimmung. Die Fahrt über den See ist köstlich. Die kühle Brise weht den letzten Rest von Aktenstaub aus des alten Herrn Kopf und Herzen. Sogar die rote Krawatte hat er schon angelegt, und dieses Bewußtsein gibt ihm ein Gefühl wiederkehrender Jugendlichkeit, ungemein erfrischend und befreiend zugleich. Weit, weit wie das Meer liegt der See, die Möwen kreischen, und das Schiff schneidet tiefe Furchen in die grünen Wellen. Silberglänzend schäumt der Gischt auf, der Sonnenschein tanzt auf den Wellen: Alles ist Licht, Leben, Freiheit und Glück.

Schon ist das gegenüberliegende Land sichtbar. Fast bedauert es der Herr Ministerialrat, der, das Fernglas in der Hand, an der Brüstung steht. Die Matrosen eilen hin und her, das Tau wird losgewickelt. Der Kapitän droben auf seinem Posten erteilt Befehle.

„Hast du auch den Schlüssel zum Koffer?“ ertönt da die unzufriedene Stimme eines dicken Herrn, dessen unfreundliche Behandlung seiner kränklich aussehenden Ehehälfte ihm schon manchen mißbilligenden Blick des Ministerialrats zugezogen hat. „Bei der Landung ist doch Zollrevision!“

Zollrevision! richtig — die hatte der würdige Herr ja ganz und gar vergessen. Aber natürlich, man kam ja da über die Grenze. Hm — hm, der Schlüssel — der war hier, in seiner Westentasche, und im übrigen brauchte er ja nichts zu besorgen.

„Anna, du hast doch nichts Verzollbares?“

Anna war damit beschäftigt gewesen, den Möwen Brotbissen zuzuwerfen, die sie mit heiserem Geschrei im Fluge zu erhaschen suchten. „Aber nein!“ sagte sie und lachte, „und du, Papa?“

„Natürlich nichts,“ sagte er. „N-nein,“ sagte er noch einmal, aber etwas unsicher, denn im selben Augenblick hatte es seinen Sinn durchfahren: vorgestern abend beim Packen, da hatte er in der Eile noch ein Kistchen Zigarren, die ihm ein Freund direkt aus Havanna mitgebracht, in den Koffer unter all die Kleidungsstücke und die Wäsche geschoben. Und Zigarren, die sind verzollbar — selbstverständlich, das weiß ja jeder. Nun lagen sie unten, ganz zu unterst in seinem Koffer, und er hatte garnicht daran gedacht. Und man kennt diese Zollbeamten, wie rücksichtslos sie sind, wie sie stöbern und wühlen, alles drüber und drunter bringen, und dann, in der Eile und Hast, um noch rechtzeitig auf den Zug zu kommen, dann wird alles irgendwie hineingestopft, zusammengedrückt, der Koffer zugeschlossen, wenn er überhaupt wieder zugeht — was immer ein Wunder ist — und man reist weiter, Hals über Kopf.

Der Herr Ministerialrat war ein Mann strengster Pünktlichkeit; eine jede Unordnung war ihm ein Greuel, und im Geiste sah er jetzt schon seine

Kragen, Taschentücher und Hemden zerknittert, und seinen guten Anzug zerdrückt. „Anna", begann er, aber er hielt inne; war es die leichtfertige Krawatte, die ihm den Gedanken gegeben hatte, oder kam es aus der ganzen Stimmung dieses frohgemuten, fröhlichen Reisetages; er war plötzlich auf den Einfall geraten, die Zigarren zu verleugnen. Er, der sonst so Gewissenhafte, bei dem die Wahrheitsliebe fast bis ans fanatisch Krankhafte ging, er wollte, wenn er gefragt würde: „Haben Sie etwas Verzollbares?" dem Zollbeamten kühn und keck ins Gesicht blicken und mit einem festen, vernehmlichen „Nein" antworten. Aber seiner Tochter mochte er dies nicht

Kloster Fahr. Gesamtansicht.

sagen. Sie war so gewohnt, des Vaters Wort als untrügliche Wahrheit hinzunehmen, daß er sich vor ihr schämte. Aber vor sich selbst? Nein! er wollte einmal tun, was Hunderte, ja Tausende ebenso gewissenhafte, tüchtige Menschen wie er — ja vielleicht waren noch bessere darunter — alljährlich tun, und eine diebische Freude stieg dabei in seinem Herzen auf. Gelang es, dann wollte er über die betrogenen Beamten lachen; wurde sein Betrug entdeckt, nun ja, dann war er bereit zu zahlen.

Der Herr Ministerialrat kannte sich selber nicht mehr in seiner leichtsinnig-gewissenlosen Stimmung, er ertappte sich sogar dabei, wie er ein altes Studentenlied zwischen den Zähnen pfiff, während er hinter dem Gepäckträger über die Schiffsbrücke schritt. Mit Anna zugleich betrat er die Halle,

wo die verschiedensten Koffer auf die lange Holzbank gezerrt wurden, während eine Reihe mißmutiger, ungeduldiger, gelangweilter oder ergrimmter Reisender davor stand. Jetzt war die Reihe an ihm.

„Haben Sie etwas Verzollbares?"

„Nein!" kam es von seinen Lippen, aber der Klang seiner eigenen Stimme schien ihm so unnatürlich fremd und gezwungen, daß er den Blick nur mit äußerster Mühe zu dem Gesicht des grimmig aussehenden Beamten erheben konnte.

„Keine Zigarren?"

„Nein," wiederholte er, während er meinte, deutlich zu fühlen, wie die mühsam peinvolle Röte des Alters ihm dabei in die Wangen stieg.

„Aufmachen!" mehr mit einer Handbewegung, als mit dem Munde, sagte es der Beamte. Mit zitternder Hand öffnete der Herr Ministerialrat. Der Schlüssel wollte nicht ins Schloß passen, das Schloß nicht zum Schlüssel. Endlich klappte der Deckel auf.

„Was haben Sie da drin?"

Der Ton klang streng, barsch. Dem Ministerialrat wurde himmelangst. „Kleider, Wäsche — wir machen eine kleine Reise in die Schweiz, meine Tochter und ich."

„Sonst nichts?"

„Sonst nichts." Dieser fatale, völlig fremde Klang der Stimme, dieses einfältige Zittern der Hand!

Der bärtige Beamte steckte ein paar Finger zwischen die obersten Gegenstände im Koffer, schlug dann den Deckel zu und machte mit seinem Stift ein Zeichen auf denselben. „Sie können schließen."

Erstaunt, erleichtert murmelte der Herr Ministerialrat ein lächerliches und überflüssiges: „Ich danke recht schön," und schloß wieder zu, obgleich seine Hand diesmal noch heftiger zitterte als vorher.

„Haben Sie etwas Verzollbares?"

Die Frage war diesmal an Anna gerichtet. Des jungen Mädchens „Nein" klang hell und fröhlich.

Bald darauf standen die Reisenden wieder draußen. Der Zug wartete schon in der Halle. Man stieg ein, und gleich darauf dampfte man den Bergen zu, die blau und freudeverheißend im Mittagsduft lagen.

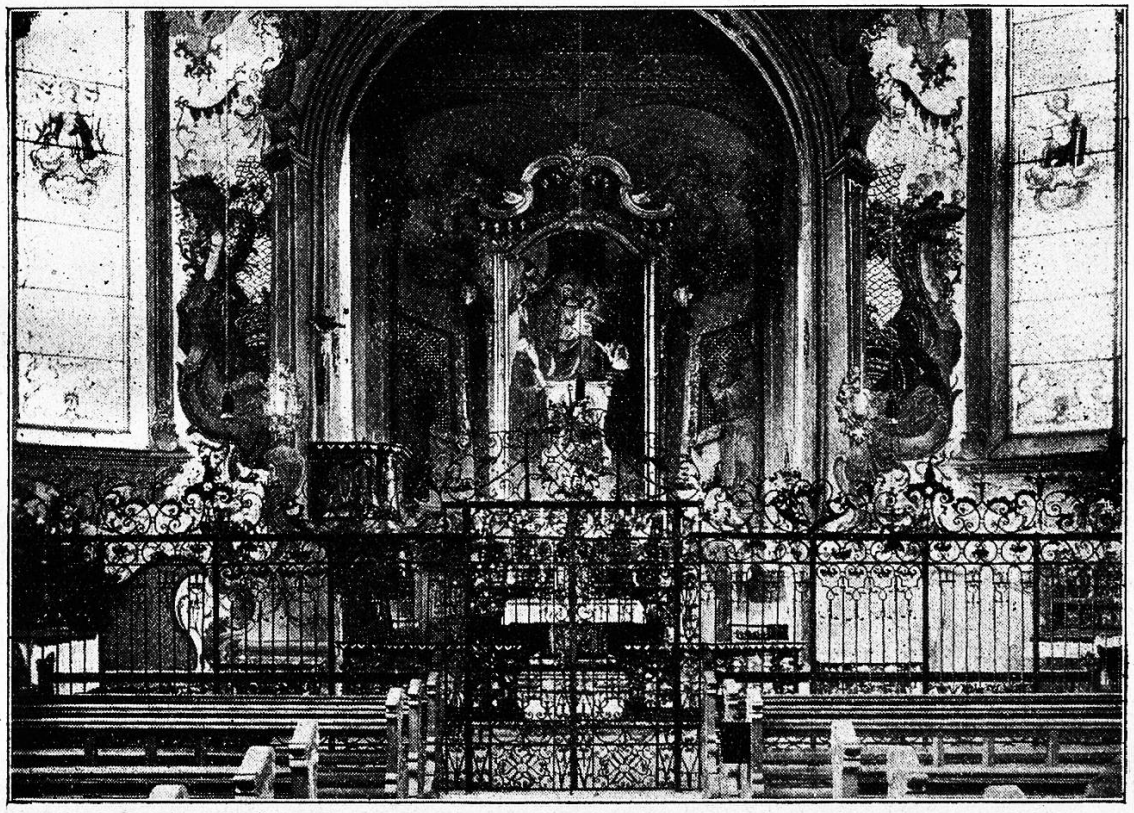
„Wie schön!" sagte Anna und sog den würzigen Heuduft ein, der durch das Fenster drang. „Kann es wirklich noch schöner kommen, Papa?"

„Ich weiß nicht," versetzte der Vater ein wenig zerstreut. Er war soeben bemüht gewesen, sein Gewissen endgültig von aller Schuld loszusprechen, und das hatte ihm nicht recht gelingen wollen. Ach was! verfolgte ihn diese vermaledeite bureaukratische Pedanterie, diese sinnlose Gewissenhaftigkeit so weit? Er beschloß, sie mit einem energischen Ruck abzuschütteln, und es

gelang ihm. Er richtete sich auf, sein Blick erhellte sich und er sagte: „O ja, sehr schön, Ännchen! Ja, und es wird immer schöner werden!"

Und es wurde immer schöner. Am Abend stieg der Pilatus mit den gigantischen Zacken kühn vor ihnen empor, der Vierwaldstättersee in seinem perlmutternen Farbenspiel lag vor ihnen und dahinter der schneegekrönte Kranz von Bergen in duftblauen Zauber getaucht. Schönheitstrunken gingen die beiden am Luzerner Strand auf und ab. Eine weiche, poetische Stimmung bemächtigte sich ihrer. Seit dem Tode der Ministerialrätin hatten sie sich nicht so fröhlich unterhalten.

„Warum rauchst du eigentlich gar nicht, Papa? Du tust es doch sonst immer, wenn du vergnügt bist," fragte Anna plötzlich.



Kloster Fahr. Inneres.

„Ich — ich mag nicht," war die kurze Antwort — eine wahre, denn die dumme Zollgeschichte hatte dem würdigen Herrn die Freude an seinen Zigarren völlig verdorben.

Allein seine Stimmung wurde wieder rosig beim Abendessen im Hotel. Vater und Tochter saßen an einem besonderen Tischchen im großen Speisesaal, und der Herr Ministerialrat hatte eine leckere Platte bestellt.

„Es ist doch nett, das wir beide so zusammen reisen," sagte er und strich über die Hand seiner Tochter, die auf dem Tische lag. „Übrigens — ich sehe soeben, daß du meinem Wunsche gemäß Mamas Ring zuhause gelassen hast.

Das ist recht, mein Kind. Der doppelt kostbare Ring hätte auf der Reise gar zu leicht verloren gehen können."

Anna hatte hübsche, feine Hände, die sie sorgfältig pflegte; es war das eine kleine Eitelkeit von ihr, und der prachtvolle Brillantring ihrer Mutter, ein Erbstück, das der Vater ihr vor wenig Tagen zu ihrem achtzehnten Geburtstag schenkte, hatte ihre ganze Seele mit unaussprechlicher Freude erfüllt.

Seltsamerweise wurde Anna bei den lobenden Worten des Vaters plötzlich kreideweiß und lehnte sich wie erschöpft in ihren Stuhl zurück.

„Was ist dir, Anna?" fragte der Vater besorgt, dem die Erregung seiner Tochter nicht entgehen konnte: „Du hast den Ring doch gut verwahrt?"

„Ja, Papa."

„Ist dir nicht gut? Hat dich das viele Fahren ermüdet?"

„Wahrscheinlich, Papa. Es wird gleich vorübergehen." Aber sie mochte nichts mehr von dem vorzüglichen Reis a la Milanaise und von dem zarten Roastbeef anrühren, sondern bat, ins Bett gehen zu dürfen.

Besorgt sah ihr der Vater nach, als sie den Speisesaal verließ, um ihr Zimmer aufzusuchen. Seine tapfere, fleißige, kleine Anna, die bei all ihrer Zierlichkeit doch stets so unermüdlich war, was ihr nur fehlen mochte? Dann ging er noch auf die breite Veranda mit dem Blick auf den See, aber sein Zigarrenetui holte er nicht hervor. Das hätte ihm auch nichts genützt, denn es war leer. Er hatte das Kistchen unberührt auf dem Boden seines Koffers gelassen.

Am nächsten Morgen erschien Anna immer noch bleich und überwacht, erklärte aber auf des Vater Befragen, ganz wohl zu sein und bereit, weiterzureisen.

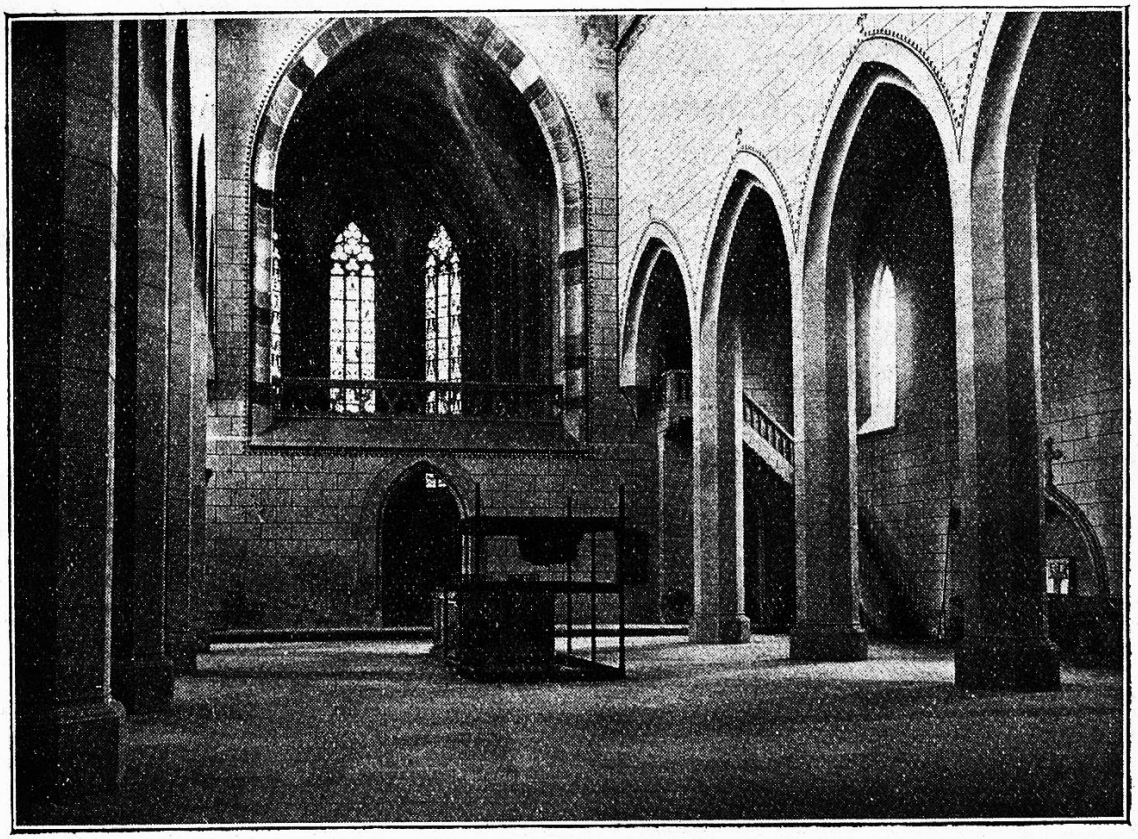
Die Fahrt nach Brunnen ging bei prachtvollem Wetter von statten, bei wolkenlosem Himmel und klarster Aussicht. Vater und Tochter saßen, versunken in die Herrlichkeit des unvergleichlichen Bildes. Zuweilen nur, ganz heimlich, griff Anna nach dem vierten Finger ihrer linken Hand, und der Herr Rat fuhr nach seiner Brieftasche, als suche er dort etwas.

In Brunnen blieben sie mehrere Tage und besuchten von dort die Tellskapelle, das Rütli, die Rigi und fuhren im Kahn zum Mythenstein. Das Wetter begünstigte sie sichtbar: ein tiefblauer Himmel, und eine jede Zacke der Firne klar dagegen abgezeichnet.

Aber seltsam, eine leise Verstimmung hatte sich über die rosige Reiselaune beider gebreitet, die keine vollkommene Freude mehr aufkommen ließ. Der Ministerialrat schämte sich seiner selbst und seiner Lüge, so unglaublich das auch anderen vorgekommen wäre; am meisten aber schämte er sich vor seiner Tochter, die an sein Wort wie an das lautere Evangelium zu glauben gewohnt war. Er konnte sich nun einmal nicht darüber hinwegsetzen. Viel-

leicht war auch die tiefe Niedergeschlagenheit, die seit dem Tode der geliebten Frau auf ihm lag, mit Schuld daran, daß er zu selbstquälerischen Gedanken und Betrachtungen geneigt war. Warum hatte er Anna nicht sofort von der dummen Geschichte erzählt! Jetzt war es zu spät; überdies wäre er dem klaren, fragenden Blick ihrer Augen nicht gerne begegnet, und Anna hätte die seltsame Anwandlung ihres sonst so gewissenhaften Vaters gewiß auch gar nicht verstanden. Manchmal schien ihm freilich, als ahne sie etwas von seinen peinigenden Gedanken; zuweilen ging sie so einsilbig neben ihm her oder sah ihn plötzlich mit so scheu fragendem, angstvollen Blicke an. Gewiß war sie betrübt, vielleicht sogar enttäuscht über ihren eigenen Vater. Eines Tages — sie kamen gerade vom Seelisberg zurück, wohin sie einen Ausflug gemacht hatten, und ihr Schiff nahte sich wieder Brunnen — da legte sich eine leichte, zitternde Hand ihm auf das Knie. Sie saßen beide ein wenig abseits von der lachenden, plaudernden Gesellschaft, die blauen Abendschatten lagen über Berg, See und Ufer, und ein feierlicher Friede hatte sich über die ganze schöne Welt gesenkt.

„Papa ...“ ängstlich kam es von den Mädchenlippen und weckte eine



Innenaufnahme der Klosterkirche in Königsfelden, gegründet 1310 von der Kaiserin Elisabeth und ihrer Tochter, der Königin Agnes. Die Klosteranlage wurde errichtet auf der Stelle, wo Albrecht der I. durch Herzog Johann von Schwaben ermordet wurde. Die Kirche ist im gothischen Stile gehalten und enthält prächtige Glasgemälde des 14. Jahrhunderts in den 11 Chorfenstern.

Photographie Alwin Moser, Kilchberg (Zch.)

schmerzvolle Gewißheit in des Vaters Brust. „Was ist's, mein Kind?" fragte er mit gepreßter Stimme und legte seine lange Rechte auf die Hand der Tochter. „Nichts, Papa," flüsterte sie, „nur... wie schön ist's heut abend, Papa, nicht wahr?"

Augenscheinlich brachte sie ja das Wort nicht heraus, das ihn vor ihm selbst beschämt hätte. Und doch quälte es sie, sie wäre sonst gewiß nicht so auffallend still gewesen, so in sich gekehrt.

Und dann wieder — es war, als sie auf zwei Tage nach Göschenen gefahren waren und nun zusammen den wunderbar schönen Weg nach Andermatt gingen. Ringsumher die starren, schweigsamen Felswände, von keinem Blümchen geschmückt, von keinem Grün erhellt; drunten, ihnen zur Seite, die wilden Wogen der Reuß, die ihr schauerliches Lied sang von einer Zeit, wo hier der Kriegshaß noch wilder tobte, als die wilde Natur, wo auf dem schmalen, gefahrvollen Gebirgspfade schwere Kanonen hinangeschleppt wurden, und Mann und Roß, der Lebensgefahr nicht achtend, in heißer Leidenschaft das fast Unmögliche zur Möglichkeit machten... Auf der Teufelsbrücke hatten Vater und Tochter gestanden, und der Wind hatte Anna den Hut beinahe vom Kopf gerissen, während sie in den weißen Gischt hinabblickten. Jetzt gingen sie auf sanft ansteigender Straße den freundlichen Häusern von Andermatt zu. Da blieb Anna plötzlich stehen. In ihren Augen schimmerten Tränen, all das Große, Erhabene, das sie soeben gesehen, schien ihre junge Seele mit Gewalt zu bewegen. „Papa," sagte sie und holte tief Atem, „es muß heraus, ich kann nicht länger schweigen."

Den Ministerialrat packte bei diesen Worten seiner Tochter ein plötzlicher Schreck. Der tiefe Ernst der soeben durchwanderten Landschaft hatte sein Gemüt umdüstert und schwermütig ergriffen. Und nun hier auf der Landstraße ein solch lächerliches Geständnis ablegen? Nein, das wollte, das konnte er nicht.

„Nicht jetzt, nicht hier, Anna,„ sagte er in einem, ihm sonst ganz fremden, rauhen Tone, „was du mir auch zu sagen haben magst, ich kann jetzt nichts davon hören. Laß uns lieber sehen, wo wir ein anständiges Mittagessen finden. Es ist schon drei Uhr, also längst über die Table d'hôte-Zeit hinaus."

Verwirrt, betroffen schwieg Anna. Das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Geängstigt ging sie neben dem Vater her, und selbst beim behaglichen Mahle im sauberen Gasthof blieben die beiden schweigsam. Es war, wie wenn der Reif in einer Frühlingsnacht alles frohe Treiben der jungen Knospen tötet. Und so war es immer, in alle frohe Reisestimmung, in die herrlichsten Eindrücke hinein mischte sich bei beiden dieses Unbehagliche, Gespannte, das immer mehr anwuchs, das Geheimnis, von dem doch keines von ihnen ergründen konnte, wieviel das andere davon wußte. Vergeblich

zerbrach sich Anna den Kopf darüber; konnte denn der Vater wirklich ahnen, was sie damals in Friedrichshafen ... ach, wenn sie doch reden, sich aussprechen dürfte! Einmal mußte sie es ihm doch sagen! Wenn er ihr nur nicht immer ausgewichen wäre, ihr nicht immer das Wort abgeschnitten hätte, wenn sie davon anfing! Das arme Kind wurde immer zaghafter und zergrübelte sich Tag und Nacht den blonden Kopf, um einen Ausweg aus ihrer schrecklichen Not zu finden.

Seinerseits ärgerte sich der Herr Ministerialrat immer mehr über die eigene „bodenlose Dummheit", wie er es nannte. Er war nun einmal so ein Kauz; eine Unwahrheit duldete seine, auch im kleinsten wahrhafte Natur nicht. Wenn die Fahrscheine nicht gewesen wären, die ihn und seine Tochter über Basel und Freiburg in die Heimat zurückbringen sollten, er wäre wahrhaftig auf der Rückkehr wieder in jenes Zollbureau am Bodensee gegangen und hätte freimütig seine Schuld bekannt, um für seine Zigarren zu zahlen. Aber so ...

Es war lächerlich, kindisch, nur daran zu denken: er verlor ja an die dreißig Mark dadurch — mit den neuen Billeten gerechnet — und doch — aber was würde Anna dazu sagen? In den letzten Tagen kamen ihm wieder Zweifel, ob Anna wirklich etwas von der fatalen Zigarrengeschichte ahnen könne, und da hatte sich ein ganz neuer, unerträglicher Verdacht seiner Seele bemächtigt. Konnte es sein, daß Anna, das kluge, vernünftige Mädchen ihrer einstigen törichten Backfischschwärmerei von der Tanzstunde noch immer nachhing, diesem unausstehlichen Otto Blankhardt, der, jetzt ein angehender Referendar, ihnen am ersten Tage ihrer Reise in Friedrichshafen begegnet war? Ja, so mußte es sein — seither war seine Anna wie verwandelt; daher diese Gedankenabwesenheit, daher diese Scheu dem Vater gegenüber, der häufige, jähe Farbenwechsel in dem lieblichen zarten Gesichtchen. O wie blind und dumm doch die Männer sind! Jetzt erst wurde ihm alles, alles sonnenklar. Wie schnell und sicher hätte seine Frau das alles verstanden mit dem untrüglichen Instinkt des Mutterherzens! Ja, sie fehlte ihnen beiden, die treue, liebevolle Eine, Einzige ... Aber Anna, sein Kind, sein kleines Hausmütterchen — liebte sie diesen jungen Laffen wirklich, und hieß es für ihn schon so früh, so bald nach der Gattin Tode, auch dieses Kleinod hergeben — für immer? Sein Herz erzitterte bei dem Gedanken — aber freilich, des Kindes Glück kam hier zuerst in Betracht.

Ein Gedanke durchzuckte ihn: er mußte Gewißheit haben, und da er zugleich diese lächerlichen Gewissensskrupel los sein wollte, so beschloß er, den Rest seiner Reise aufzugeben, über den Bodensee zurückzufahren und wieder in Friedrichshafen zu übernachten. Da würde sich dann schon herausstellen, ob er mit seiner Vermutung Recht habe, und wenn Anna, sein Kleinod, das einzige Schöne, Liebe, was ihm noch vom Leben blieb, wirklich noch an diesem

Blankhardt hing — nun ja, in Gottes Namen, dann wollte er in Friedrichshafen, wo der Kerl angestellt war, sich ganz gründlich nach ihm erkundigen. Was nachher daraus wurde, war eine andere Frage. Aber er, Annas Vater, hatte dann wenigstens in jeder Hinsicht seine Pflicht getan, als Vater und als Christ, der jede Lüge haßt — punktum.

„Anna", begann er während der Rückfahrt nach Brunnen, „ich — ich habe mich entschlossen, den Rest unserer Reise aufzugeben. Das Wetter scheint sich gründlich zu ändern, und in fünf Tagen wäre mein Urlaub so wie so zu Ende." Anna war sehr blaß geworden und spielte nervös mit dem Riemen des Kupeefensters. Der Vater beobachtete sie eine Weile lang schweigend. „Sieh, wie es regnet," sagte er, hinausweisend: „Regelrechte Bindfaden! Es gibt, fürchte ich, einen richtigen Landregen. Wir haben viel Schönes gesehen und genossen, nicht wahr? und wollen darum lieber fort, ehe die Langeweile diese Eindrücke verwischt; meinst du nicht auch?"

Anna hing den Kopf. Endlich sagte sie: „Wie du meinst, Papa, — ich — ich eile nicht nach Hause."

Aha — da haben wir's: es graute ihr vor dem Leben daheim, vor dem Zurückkommen, nachdem sie i h n gesehen hatte, dieselbe Luft eingeatmet hatte, dieselben Berge geschaut, wie er...

„Und", schloß der Vater, „den Weg nehmen wir wieder über den Bodensee und Friedrichshafen."

Er sagte es zögernd, um den Eindruck zu beobachten, den diese Worte auf die Tochter machen würden. Aber er war doch nicht auf das gefaßt, was nun kam. Mit einem lauten Jubelschrei sprang Anna empor und warf sich ihm, da, mitten im Kupee, lachend und glückselig um den Hals.

„Anna, Kind, bist du von Sinnen?" er wehrte ihr ab. Also so heiß, so leidenschaftlich liebte sie diesen jungen Mann, daß sie beim bloßen Gedanken, ihm noch einmal zu begegnen, ganz außer sich geriet — seine sonst so verständige, ruhige Anna?! ....

„Nun ja," sagte sie etwas beschämt und setzte sich wieder auf ihren Platz: „der Bodensee hat mir eben gar so gut gefallen..."

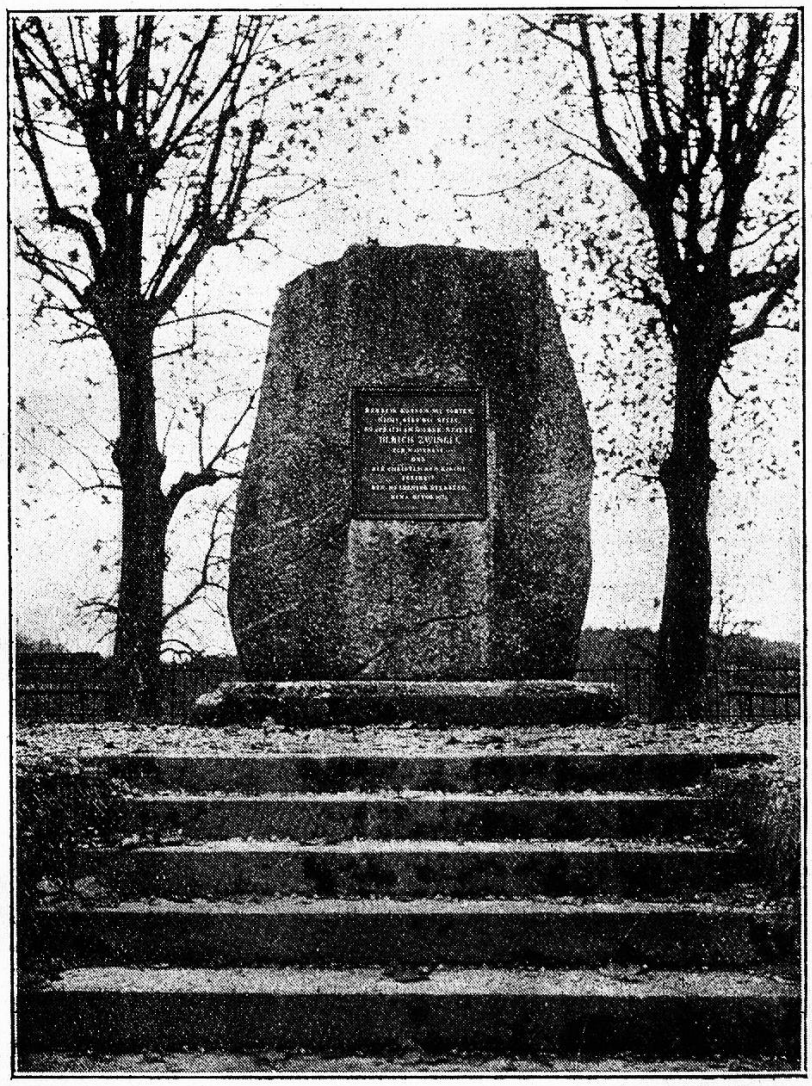
„Und Friedrichshafen auch?" fragte er etwas bitter. Diese überwältigende Freude seiner Tochter gab ihm einen Stich ins Herz. Wie eilig hatte sie es, seine kleine Anna, ihn, den Einsamen, Traurigen, zu verlassen!

„Friedrichshafen auch," bekannte Anna, während ihr eine tiefe Röte in die Wangen stieg, „ach Papa, wie sehr, wie so sehr freue ich mich! Aber nicht wahr, wir steigen wieder im Deutschen Haus ab? Ach Papa, ich hätte dich so gerne, so gerne um diese Änderung deines Reiseplanes gebeten — aber ich hatte nicht den Mut dazu!"

Prüfend sah er Anna an, aber diese begegnete seinem Blick mit einem

so offenen, in Glückseligkeit schwimmenden ihrer blauen Augen, daß er seinem maßlosen Erstaunen keinen anderen Ausdruck geben konnte, als durch ein leises Pfeifen.

Zwei Tage später stehen die beiden Reisenden wieder vor derselben Bank in demselben Zollgebäude, wo die Koffer so unbarmherzig hinauf- und wieder herabgezerrt wurden. Anna, die dem Vater gedankenlos gefolgt ist, fröhlich und wohlgemut, trotz des immer noch herabströmenden Regens — der Herr Ministerialrat verlegen und sichtbar nach Worten suchend.



Der Zwinglistein oberhalb Kappel a. A. zu Ehren des an dieser Stelle gefallenen großen Reformators Ulrich Zwingli.
Photographie Alwin Moser, Kilchberg (Zch.)

„Sie wünschen —?“ der Zollbeamte frägt es weniger barsch als verwundert. „Sie gehen doch, soviel ich sehe, aus der Schweiz, und hier wird nur der Zoll in die Schweiz erhoben. In Friedrichshafen drüben ist das Zollamt für Deutschland.“

„Ich weiß," sagt der Herr Ministerialrat mit sehr unsicherer Stimme, „aber auf der Herreise — sie waren so gut auf dem Grunde meines Koffers verpackt, und da sagte ich — ich hätte nichts zu verzollen."

Der Beamte sieht den würdigen Herrn sprachlos vor Erstaunen an, dann sagt er endlich: Sie haben also etwas Verzollbares mitgehabt damals? Und was war es, wenn ich bitten darf?"

„Zigarren ..." Dem Herrn Ministerialrat ist die Kehle zugeschnürt. Wie ein gemaßregelter Schulbube kommt er sich unter diesem Verhör vor. Nie wieder, nie, nein, n i e in seinem Leben will er sich auf der allergeringsten Lüge ertappen! Die Situation ist lächerlich, empörend, einfach entsetzlich,

„Zigarren? ... hm — ja, auf Zigarren ist ein sehr hoher Zoll."

„Das weiß ich."

„Und wie viele hatten Sie denn bei sich?"

„Ich bin ja bereit, — gerne bereit — nachzuzahlen," stottert der reuige und zerknirschte Sünder, „sofort, jetzt, gleich, deswegen habe ich ja eine ganz andere Rückreise gemacht."

„Wie viele waren es?" forscht der Beamte nun etwas ungeduldig.

„Siebenundvierzig — es war ein Kistchen von fünfzig. Drei davon hatte ich schon zu Hause geraucht."

„Aber mein Herr, ich begreife Sie wirklich nicht. Wozu inkommodieren Sie sich denn so ganz unnötigerweise und bringen mich um meine Zeit? Fünfzig Zigarren sind doch erlaubt!"

Und der Beamte wendet sich brummend ab.

Der Herr Ministerialrat aber steht, wie vom Donner gerührt, und erst allmählich steigt das ganze Lächerliche vor seiner Seele auf.

Anna, die mit immer erstaunteren und größer werdenden Augen Zeugin des kleinen Vorganges gewesen war — Anna bricht jetzt in ein silberhelles Lachen aus: „Ach, das also war es? O du armer, guter Papa! Ja, warum hast du mir denn die Geschichte mit den Zigarren nicht gleich anvertraut? Ich hätte dir sagen können, daß fünfzig erlaubt sind; zufällig wußte ich es; ich hörte einen Herrn an der Table d'hôte davon sprechen. Du armer, lieber Papa!" Und sie nimmt ihn mitleidig an der Hand, um ihn aus der Zollhalle zu ziehen, wo sich bereits Neugierige um sie zu scharen beginnen. „Und nun, wieder über den See, Papa, nach Friedrichshafen, ins Deutsche Haus!" sie sagt es ungeduldig, aufgeregt und doch glückstrahlend.

Immer höher steigt das Rot auf Annas zarten Wangen, je näher sie Friedrichshafen kommen, immer heller, freudiger glänzen ihre Augen. Jetzt fahren sie in den Hafen ein — jetzt schlingt der Matrose das Tau um den Pfosten — jetzt stoppt das Schiff — — und jetzt, jetzt schreiten sie über die Schiffsbrücke. Es regnet noch immer. Trostlos, melancholisch dehnt sich der einst so schöne blaugrüne See aus. Die Möwen, damals so silberweiß, flat-

tern mit schmutzig-grauem Gefieder und häßlich krächzendem Geschrei ums Schiff. Anna drängt immer wieder: „Komm, komm," und zieht den Vater mit fieberhafter Ungeduld durch die Menge der Aussteigenden auf die Straße und nach dem Deutschen Hause zu. Daß das Mädel so grenzenlos, so unglaublich verliebt sein kann — und in wen? — — in einen Otto Blankhardt!

Gottlob, sie können wieder dieselben Zimmer haben. Anna fliegt in das ihrige. Schon nach zwei Minuten klopft sie hastig an ihres Vaters Tür und stürzt, als er „Herein" gesagt, atemlos auf ihn zu.

„Da, da, Papa! er war noch dort, an seinem Platz, er ist unversehrt, ich habe ihn gleich gefunden!" Und sie steckt ihm ein kleines blausamtnes Etui in die Hand und drängt: „Mache auf, so mache doch auf, Papa!!" Der Herr Ministerialrat ist fassungslos: was soll das alles bedeuten? Ist seine Anna übergeschnappt in ihrer verliebten Freude? und was soll das Ding da in seiner Hand, das ihm so wohlbekannt und doch in dieser fremden Umgebung so seltsam vorkommt?

Annas ungeduldige Finger öffnen das Etui. „Da, da, sieh, Papa! der Ring, der liebe, schöne Ring — o wie bin ich so glücklich!"

Und sie umhalst ihn und herzt und küßt ihn, während ihre blauen Augen in Tränen schwimmen.

„Anna, Kind, ich verstehe nichts, aber rein nichts. Das ist doch der Ring deiner Mutter? Wie kommt der hierher? Kannst du nicht ordentlich reden? Und laß mich aufs Sofa sitzen — so — mir versagen ja die Knie — die Reise und — das Hierherkommen —" Anna drückt ihren Vater in die Sofaecke und schmiegt sich an ihn.

„Ja, Papa, nun will ich dir alles, alles eingestehen. Ach Papa, ich hatte dich ja eigentlich nicht gerade angelogen, als du mich am Abend in Luzern frugst — weißt du noch? ob ich den Ring auch gut aufbewahrt hätte? Gut aufbewahrt hatte ich ihn — aber nicht zu Hause, sondern — ich habe den Ring mitgenommen gehabt, Papa ..." Anna bleibt in ihrer großen Beschämung und Verwirrung stecken. „Ach Papa, sei mir nicht gar zu böse — ich will dir ja jetzt alles, alles erzähen! Schau, ich besaß doch den Ring noch gar nicht lang, als wir wegreisten — kaum ein paarmal habe ich ihn angehabt — und ich hatte eine so unmenschliche, eine so fürchterliche Freude daran — nicht bloß deswegen, weil es der lieben Mama Ring ist — ach Papa!" Anna verbirgt ihr erglühendes Gesichtchen errötend an des Vaters Schulter, „aber auch, weil er so hübsch aussieht, so wunderhübsch! Und ich konnte es wirklich nicht übers Herz bringen, ihn zu Hause zu lassen. Nur mitnehmen wollte ich ihn, nicht tragen; nur von Zeit zu Zeit ihn ein bißchen ansehen und mich heimlich daran freuen, wie er glitzert und funkelt und blitzt. Und so habe ich ihn mitgenommen, in meinem Reisetäschchen, Papa, das ich unterwegs immer umhängen habe. Aber das hat kein Schloß, es klappt nur

einfach zu, und als du mich am ersten Abend hier zum Essen riefst, da wußte ich gar nicht, was tun; im Täschchen zu lassen wagte ich den Ring nicht, unverschlossen; an den Finger zu stecken auch nicht. In meiner Angst suchte ich überall nach einem sicheren Ort; da sah ich ein Kommödchen in der Ecke stehen, mit vielen herzigen Schubläddchen zum Verschließen, ganz alt; dahinein, in eines der Schubläddchen versteckte ich den Ring, schloß die Schublade zu und steckte den Schlüssel in mein Reisetäschchen."

„Nun, und?"

Am andern Morgen reisten wir ganz früh ab — den Schlüssel immer noch in meiner Tasche. Ich hatte ganz vergessen, den Ring wieder herauszunehmen. Erst als du mich darnach frugst, fiel es mir wieder ein, Papa. Der Schlüssel war freilich noch in meinem Täschchen — aber der Ring — der war in Friedrichshafen geblieben. Ach, was ich durchgemacht habe! Ich kann es gar nicht sagen! Es war furchtbar! In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Der Gedanke: wie bekommst du den Ring wieder? ließ mir keine Ruhe. Tausend Pläne erfand ich. Ich wollte schreiben, den Schlüssel ins Deutsche Haus schicken, um meinen Ring bitten ... Ich wollte dich anflehen, über Friedrichshafen zurückzureisen, ich dachte an alle unsere Bekannten, die vielleicht dorthin fahren würden ... Aber alle Pläne verwarf ich wieder. Einmal nahm ich allen meinen Mut zusammen, um es dir einzugestehen. Aber ich schämte mich so schrecklich vor dir, Papa! — Ich hatte dich doch jenes erste Mal angelogen, als du nach meinem Ringe frugst."

Der Herr Ministerialrat will etwas sagen, allein das Wort erstirbt ihm auf der Lippe.

„Bei Tag dachte ich nichts, sah ich nichts, als meinen Ring," fährt Anna fort: „In jedem Wasserfall sah ich nur ihn blitzen, in jedem Schneeberg nur seinen hellen Schein. Lag er noch in dem sicheren Versteck? oder hatte irgend jemand die Schublade vielleicht erbrochen? hatte man entdeckt, daß der Schlüssel fehlte und vielleicht einen neuen gemacht und hierbei meinen Ring entdeckt? Die ganze Reise war mir verdorben, Papa — — — Ich habe nicht verdient, den Ring wiederzufinden, ich gebe ihn dir, verwahre du ihn mir, bis ich würdig bin, ihn zu tragen."

Sie legt das kleine Etui wieder in des Vaters Hand, und aus ihren Augen fallen ein paar große Tränen.

„Nein, nein," sagt der Herr Ministerialrat hastig; er nimmt den Ring aus seinem blauen Bettchen heraus und streift ihn über Annas Finger. „Trage ihn nur, er soll uns beide an etwas erinnern — meinst du nicht auch?" Doch beim Betrachten dieses schlanken Goldfingers fällt ihm plötzlich wieder seine große Sorge ein. „Anna," sagt er stockend, „wir beide wollen von jetzt ab uns nie wieder etwas zu verbergen suchen, nicht wahr? So sage mir nun, Kind — du weißt, ich muß dir jetzt auch die Mutter ersetzen, und

ich bin gar so ungeschickt und unerfahren in solchen Dingen — war es — war es nicht auch dein Herzchen, das mitsprach, als du dich so sehr freutest, über Friedrichshafen zurückzukehren?"

„Mein Herz?" — Anna sieht den Vater höchst verwundert an.

„Nun ja —" der Herr Ministerialrat fühlt eine höchst peinvolle Röte in sein Gesicht aufsteigen, „ich meinte — es wollte mir so scheinen — ich dachte — dergleichen Dinge kommen doch manchmal vor — nun — hm — du bist dem Otto Blankhardt hier in Friedrichshafen begegnet, und du weißt, du hast in der Tanzstunde doch recht gern mit ihm getanzt..."

Unbeholfen ringt der Herr Ministerialrat nach Worten. Aber unendlich erleichtert ist er, als Anna, ihre Arme um seinen Nacken schlingend, in ein schallendes Lachen ausbricht, so eines, wie er es seit dem Tode der Mutter nicht mehr von ihr vernommen hat. „Aber Papa, du dummer, lieber, einziger, goldener Papa — — du bist doch sonst so klug und gescheit! Wo hast du denn deine Augen gehabt? Otto Blankhardt ist mir so egal wie unser Joli daheim — nein, zehntausendmal egaler, denn Joli ist ein reizendes, gelehriges Tier und Otto Blankhardt ein dummer Junge, an den ich nicht einmal denken mag. Brrr!!! Und Anna macht eine unglaublich komische Grimasse, als habe sie etwas höchst Widriges geschluckt. „Otto Blankhardt! Ich schäme mich, wenn ich denke, daß ich mit dem gerne tanzte... Nein, Papa, da muß doch ein ganz anderer kommen, wenn er dir deine Anna rauben will, ein solcher, weißt du, wie ich bisher überhaupt noch gar nie einen gesehen habe. Und einstweilen mußt du dein nichstnutziges, kleines Hausmütterchen noch behalten — gelt? Und nächstes Jahr machen wir eine neue Reise in die Schweiz, wo du dann sogleich alles an der Grenze angibst, was du im Koffer hast, und wo ich dann vorher meinen Ring sorgfältig zu Hause verschließe — dann genießen wir die Schneeberge und die Seen und die Matten noch ganz, ganz anders — nicht wahr, Papa?"

Der Herr Ministerialrat drückte seine Anna mit inniger Rührung an sich, und ein tiefer erleichterter Seufzer steigt aus seinem Herzen empor: Gottlob, er hat seinen Trost noch, sein Kind, das Kleinod von seiner geliebten Frau; und darf es noch eine Weile behalten!

Das schlaue Hänschen.

„Großmütterlein, wie alt bist du?"
„Neunmal zehn und eins dazu!"

„Einundneunzig Jahr sind viel."
„Und es war kein leichtes Spiel."

„Warst du auch einmal ein Kind?"
„Lustig, wie die Kinder sind."

„Gingst auch in die Schule da?"
„Einundneunzig Jahre, ja."

„Einundneunzig Jahre, nein!
Das kann nie und nimmer sein.

Oder trifft es dennoch zu,
Werd' ich nicht so alt wie du!"

Ernst Eschmann.